21. Dezember 1934 — Beilage zum Posener Tageblatt — Nummer 290

In freier Stunde

Sensation in Heiligenburg

(16. Fortsetzung) **Roman von Ernst Klein**

Er hatte während des Abends und in schlafloser Nacht versucht, zu einem Entschluß zu kommen. Mit dem Onkel reden? Rat staatsbeamtlicher Erfahrung einholen? Richard war noch jung genug, um sich gegen diese Art der Beurteilung des sich vor ihm in so unbarmherziger Ueberraschung aufrichtenden Problems zu wehren. Verstand, auf die Vollendung einer aussichtsreichen Karriere eingestellt, reichte da nicht aus. Menschlich, allzu menschlich . . .

Christine —! Was natürlicher, als daß er, indem er mit seinem Entschlusse rang, sie immer wieder vor sich sah? Seine Phantasie, die sich an der Angst, sie zu verlieren, mehr und mehr erhitzte, zeigte sie ihm wie ein Rauschbild, das sich nie zu erfüllen drohte. Es war eine Nacht unendlicher Qual für diesen sonst keinerlei seelische Konflikte kennenden jungen Menschen, dessen Leben abgestellt war als eine in die Zukunft kerzengerade gehende Straße.

Der Morgen brachte keine Befreiung. Nur die Vermehrung der Unsicherheit, verstärkt durch die plötzlich auftretende Furcht vor der eigenen Feigheit. Das war das bitterste von allem: die Selbsterkenntnis.

Mit einem bißchen Mut konnte er die Situation retten. Was ging es die Welt an, was der Bruder getan hatte? Strafgesetzbuch —? Mit einem bißchen Mut! Steifnackigkeit gegen eine Tradition, die dem Individuum das Recht auf sich selbst nicht zuerkannte . . . Christine —! War sie das Opfer nicht wert?

Aber Richard wußte im tiefsten Innern, daß er das bißchen Mut doch nicht aufbringen würde. So fuhr er nach Heiligenburg zurück und hatte mit seiner Braut jene Aussprache, die der Anfang vom Ende war . . .

24. Kapitel.

Der Prokurist Paul Strobl saß verlegen auf der Sesselkante, und seine etwas abstehenden Ohren brannten wie Feuer. Zum erstenmal in seinem Leben war er mit Christine Wagenmeister allein, und gleich verlangte sie von ihm Schwerstes, beinahe Unmögliches. Er war entschlossen, nichts zu sagen; aber er fühlte, daß er doch nicht würde widerstehen können.

Sie bedrängte ihn sehr. Unwillkürlich, ohne daß sie dessen selbst gewahr wurde, nutzte sie ihre Herrschaft über diesen im Grunde so naiven Menschen aus. „Sie müssen es mir sagen, Herr Strobl! Ich habe alles gehört, aber nicht alles verstanden. Wer spielt dieses Spiel? Mein Bruder —?"

„Gnädiges Fräulein — es tut mir ungeheuer leid . . ."

Sie rückte ihren Stuhl dicht zu ihm hin, legte die Hand auf seinen Arm.

Noch nie hatte dieser Mann, der ein ganz einsames Leben lebte, eine solche Berührung empfunden. Und gerade Christines Hand —? Ein Erlebnis, von dem sich lange zehren ließ . . . Die Schleuse brach. „Ihr Herr Vater hat Unglück gehabt. Er ist betrogen worden, und Ihr Herr Bruder will diesen Schaden wieder gutmachen. Er hat schon 18 000 Schilling eingezahlt unter einem falschen Namen . . . Es ist bewundungswürdig, was der Herr Doktor macht. Aber ich fürchte, er hat zuviel auf sich genommen. Es gibt, wenn man so sagen kann, Mauern, über die man nicht hinüber kann, und wenn man noch so groß und stark ist."

Ein Ton in diesen beiden Worten, der Christine nicht entging. Groß und stark, und doch — — Aber sie gab nicht nach. „Lieber Herr Strobl: Seit zwei Tagen fürchte ich, verrückt zu werden, weil ich nur halbe Dinge sehe und höre. Und Sie reden jetzt auch nur in Andeutungen. Sie haben selbst gesagt, Sie seien mein Freund. Ich bin Ihnen ja so dankbar . . . Aber sagen Sie mir die Wahrheit! Hängt das alles irgendwie mit des Vaters Tod zusammen?" Für einen Moment setzte ihre Beherrschung aus, doch ehe Strobl sich aufgerafft hatte, beugte sie sich ganz nahe zu ihm. „Die Wahrheit —!"

Er glaubte ihren Atem auf seinem Gesicht zu spüren. In diesem Kanzlisten, der auf einem Kontorbock saß, wartete die Sehnsucht auf die Verheißung einer großen Liebe. Der geheime Altarschrein flog auf, und das Leuchten seiner Kerzen strahlte dem kleinen Mann aus den Augen. Er wußte es nicht . . .

Christine wich zurück — betäubt, durch dieses ganz und gar Neue erschreckt. Sie stand langsam auf, blieb neben ihrem Stuhle stehen.

Und Paul Strobl zog sich in die Höhe. Er sah, daß sich in ihrem Wesen eine Veränderung zeigte. Er wurde noch ängstlicher: Leise sank die Tür des Altarschreins zu . . . „Gnädiges Fräulein, ich kann Ihnen beim besten Willen die Wahrheit nicht sagen! Ich habe nur Vermutungen, Befürchtungen . . ."

„Eben die muß ich wissen! Ich — —"

Er nahm einen Anlauf zu mutigem Anerbieten. „Wenn ich die Adresse des Herrn Doktors hätte, würde ich selber nach Wien fahren . . ."

„Ist es so dringend?"

Strobl würgte ein hilfloses „Ja!" heraus.

Nach Wien? Alles taumelte in ihrem Hirn durcheinander. Warum nach Wien —? „Ja, um Gottes willen, was macht denn der Martin dort?"

Paul Strobl schluckte krampfhaft und nickte zwei-, dreimal. „Wenn wir ein Auto nehmen —" Doch sofort

zuckte er wieder zurück. Vielleicht hatte er zuviel gesagt? Aufdrängen? Nein —!

Ein Telephon schrillte. „Soll ich vielleicht, gnädiges Fräulein?“

„O nein! Bitte, warten Sie hier, Herr Strobl!“

Sie ging in die Diele hinaus, und er sah ihr nach, atemlos in Bewunderung und Mitleid. So gerade und hochaufgerichtet hielt sie sich . . .

Irma Atterstein am Telephon: „Ja, was ist denn, Christel? Du hast doch zum Nachtmahl kommen wollen? Sonst bist du immer die Pünktlichkeit selbst . . .“

Christine wollte reden. Aber nur heisere Laute quälten sich aus ihr heraus: „Ich — ich kann nicht . . . Entschuldige —!“ Jetzt, da sie die Augen eines anderen Menschen nicht auf sich gerichtet sah, konnte sie der Schwäche nicht mehr Herr werden. Sie hielt sich an der Sprachmuschel fest, und Irma Atterstein hörte sie leise stöhnen.

„Christel — ich komme! Ich bin sofort bei dir! Um Himmels willen —!“

In zehn Minuten war sie wirklich da. Heiligenburg bekam einen mächtigen Schreck, als es sie in ihrem großen Wagen über den Marktplatz rasen sah.

„Keine Bravourstückchen machen!“ hatte Martin befohlen. Jetzt sprang sie aus dem Wagen, kaum, daß er vor dem Haus in der Beethovenstraße hielt, und rannte die Treppe hinauf. Sie spürte einen stechenden Schmerz an der Wunde, blieb einen Herzschlag lang keuchend stehen, lief aber sofort wieder weiter.

In der Diele saß Christel. Bei ihr, wie eine alte Glucke, die Marie, weinend, unzusammenhängende Worte stammelnd. Außerdem ein fremder Mann, den Irma nicht kannte, ein dicker, kleiner Kerl, der ein großes Taschentuch in der Hand hielt und furchtbar schwitzte.

Sie flog zu dem Mädchen hin, schob die alte Dienerin rücksichtslos beiseite. „Christel — um Gottes willen! Was ist denn passiert? Christel!“

Die furchtbare Spannung löste sich in einem befreienden Tränenstrome. Christine begann zu weinen. Nicht laut, nicht lärmend. Die Tränen liefen ihr über die Wangen herunter, stetig, dicke, schwere Tränen.

Auf den Zehenspitzen schlich Paul Strobl davon. Er hätte sich so gern erneut zur Hilfe angeboten, aber die Vornehmheit der Baronin schreckte ihn ganz und gar zurück . . .

Die Tränen befreiten. Christine wurde ruhiger. „Ich weiß gar nicht, worum sich's handelt,“ sagte sie. „Alles nur halbe Dinge. Selbst Strobl — das ist der Prokurist, der unter meinem Vater gearbeitet hat —, der will nicht mit der Sprache heraus. Ich komme mir vor, als ob ich in einem Hause säße, in dem ich die Balken krachen hör': Alle Augenblicke kann es mir über dem Kopfe zusammenstürzen . . .“

Stockend zuerst, dann den Schmerz sich aus der Brust herausredend, vertraute sie der Freundin alles an, was geschehen war: die Unterredung zwischen Strobl und Martin und dessen plötzliche Abreise nach Wien.

Irma erinnerte sich. „Er war ganz aus dem Häuschen — gar nicht wie sonst!“ rief sie. „Ich hab' doch alles gemerkt . . . Im Spital — da hat er die Schwester angefahren —!“

„Ja, er ist verändert,“ stöhnte Christine. „Er ist — ich weiß nicht, was mit ihm ist . . . Wie wenn irgend etwas hinter ihm her wär', nicht wahr? Ja, um Gottes willen, was ist denn? Ich hab' mir den Strobl kommen lassen.“ Dunkle Röte schlug ihr ins Gesicht. „Der ist mir sehr ergeben — ich weiß nicht, warum; aber vielleicht, weil er unter dem Vater gearbeitet hat. Der weiß sicher etwas — wenn auch vielleicht nicht alles. Und dann: Richard . . .“ Auch diesen Kummer gab sie preis.

Irma versuchte zu trösten: „Wenn er dich lieb hat, darf er nicht davonlaufen! Er wird es auch nicht! Natürlich —: ein Beamter . . .“

Christine schüttelte den Kopf. Die Illusion war tot und stand nicht mehr auf. „Das ist es nicht, Irma: Es ist nicht der Beamte — es ist der Mensch in ihm. Irgend etwas ist geschehen, und er wird damit nicht fertig. Deshalb läßt er mich . . . Das ist furchtbar!“ Sie sprang mit plötzlichem Entschluß auf. „Ich muß heute noch nach Wien!“

„Ich bring dich hin!“ sagte Irma Atterstein mit wildem Entschluß, und als Christine sie ganz überrascht und zweifelnd ansah, wehrte sie jeden Einwurf von vornherein ab. „Ich will mich nicht in eure Geheimnisse drängen, aber ich will dir helfen — und Martin. Er ist ein so anständiger Mensch. Ich sage dir: Er hat nichts getan, was er nicht verantworten kann!“ Das kam voller Trotz heraus: ein Bekenntnis.

„Ja, kannst du denn überhaupt —?“ fragte Christine.

„Natürlich! Mach dich fertig! Wir fahren sofort los!“ —

In fünf Minuten hatte Christine eine Handtasche gepackt. Irma schob sie in den Wagen, und Heiligenburg fuhr aus seinem ersten Schlaf auf, als das große Auto zum Schloß zurückraste.

Hier noch ein kurzer, erbitterter Kampf zwischen Mutter und Tochter. Frau Gräfin Sandenberg traute ihren Augen und Ohren nicht, als Irma ihr von der Fahrt nach Wien Kenntnis gab. „Ja, um Gottes willen, was sollen denn die Leute denken? Und der Herr Doktor?“

Irma hielt sich mit Erklärungen nicht auf.

„Mama, es muß sein!“

Zehn Minuten später bog das Auto von der Schloßstraße in die Wiener Chaussee ein, die noch schlechter war, als Landstraßen in Oesterreich gemeiniglich zu sein pflegen. Löcher gab es, Rillen, dann wieder frisch aufgeworfenen Schotter, über den die armen Reifen knirschten und schrien.

Um elf waren sie in Horn. In tiefstem Schlaf das alte Nest. Um die Kirche herum, auf die Straße hinaus. Stockerau . . . Dann wieder Dörfer, Märkte. Von weiter Ferne her schleierhaft schwebender Lichtschimmer —: Wien . . .

Vorm Haus Josephstädter Straße 23. Ein verschnarchter, griesgrämiger Hausmeister steckte den Kopf zum Tor hinaus. Er wurde munter, als er das elegante Auto und die zwei Damen vor sich erblickte. „Der Herr von Wagenmeister? Ja, der wohnt schon seit dem Ersten nicht mehr hier. Er ist in die Salesianer-Gasse gezogen. Warten S'! Mei Frau, die weiß die Nummer!“ Nach fünf Minuten kam er zurück. „Natürlich — mei Frau, die merkt sich alles! Salesianer Gasse Nr. 15, im vierten Stock . . . Küss' die Hand, Euer Gnaden! Küss' die Hand!“

Irma hatte ihm einen Schilling in die Hand gedrückt.

Salesianer Gasse 15. Wieder ein Hausmeister, dieses Mal weiblichen Geschlechts und dementsprechend noch brummiger und unwirscher. Aber auch hier wirkte ein Silberstück Wunder. „Ja, der Herr Wagenmeister, der is ja nie in der Nacht daham — der spielt in an Kaffeehaus!“

„Also doch?“ Christine fühlte sich schon gar nicht mehr überrascht. Was hinter dem Schwersten kam —

Irma allerdings zog die Brauen hoch. „Das ist ja das Neueste —!“ Aber sie sah Christines Blick und schwieg.

Die Frau konnte trotz des Schillings nicht angeben, in welchem Café Franz anzutreffen sei.

(Fortsetzung folgt)

Der Talbauer

Von Heinz Küting

Der Tod wartete schon lange auf ihn. Aber der Talbauer hatte noch keine Lust, mit ihm zu gehen. Mit dem letzten Fünkchen Kraft, das dem müden, gebrechlichen Körper innewohnte, stemmte er sich gegen das Ende. Daß es bald vorbei war, wußte er. Deshalb hatte er die Rechnung mit dem Herrgott schon ins Reine gebracht. Aber sterben, nein, noch nicht! Erst sollte sein letzter Wunsch Erfüllung werden.

Als er auf der Höhe seines Lebens und Schaffens stand, rief ihn das Vaterland. Er fand nicht einmal mehr Zeit, den reifen Roggen in die Scheuer zu fahren. Und als er so weit war, das Weizkorn zu mähen, lag er schon irgendwo da vorn hinter dem bellenden Maschinengewehr, um andere Schnitterarbeit zu tun. Drei Jahre blieb er dicht vor dem Feinde, in Rauch und Flammen, in Not und Tod. Dreimal in der langen Zeit zog ihn ein gütiges Geschick aus dem brodelnden Hexenkessel heraus, um daheim nach dem Rechten sehen zu können. Dann werkte er bei Tage Seite an Seite mit der Bäuerin auf der Scholle, und abends wiegte er den Jüngsten auf dem Schoße.

Einige Wochen vor Kriegsschluß brachte man den Brief, um den die Bäuerin tagelang weinte und schlohweißes Haar bekam. Der Bauer lebte, aber als Krüppel. Beide Beine von einer Granate zerrissen, völlig gelähmt. Vielleicht gelingt es, ihn zu retten. schrieb der Arzt.

Und es gelang. Zwei Krankenschwestern brachten den Talbauern nach langen, bangen Monden wieder heim. Viel Volk aus dem Dorfe stand auf dem weiten Hofplatze. Die Frauen weinten, die Männer hatten die Häupter entblößt. Der Dorfvorsteher begrüßte den Helden im Namen der ganzen Gemeinde, und ein weißgekleidetes Schulmädchen überreichte dem Heimkehrer ein schlichtes Sträußchen Kornblumen und Mohn, die Blumen des Bauern und der Scholle. Denn gerade nach der Scholle trug er ein gewaltiges Sehnen im Herzen, der Talbauer Johannes Heisen.

Fortan war sein Platz der bequeme Rollstuhl am Fenster. Bei heiterem Wetter fuhr man ihn in die Sonne, in den Garten oder auf den Hofraum. Aber wenn der Bauer sah, wie andere zum Acker zogen mit Pflug und Sense, Egge und Saatkorn, wurde er still und traurig und ernst. Wohl war der junge Talbauer schon stark und erfahren genug, die Scholle zu zwingen, aber der Vater wäre so gern mit ihm hinausgegangen, um noch einmal den Pflugsterz in die Hand zu nehmen und mit dem weißen Sälaken am Halse den Acker abzuschreiten für neue Saat.

„Vater, es geht doch nicht!“ — „Junge, es muß gehen! Nimm mich mit, laß mich vom Wagen aus zusehen, es macht mich wieder froh!“

„Vater, es geht doch nicht!“

Dieses bittere Wort, diese unstillbare Sehnsucht nach der Scholle machte den Bauern vollends mürbe und krank, ernstlich krank. Man trug ihn in die Kammer, und die Kammer gab ihn nicht wieder frei. Nun mußte er sich bescheiden mit ein paar roten Dächern, die durchs Fenster lugten, mit dem Brüllen der Rinder und dem Wiehern der Pferde, das hier und da zu ihm hereindrang und sein Sehnen nach Flur und Feld, nach Erdrauch und Lerchensang immer wieder aufs neue entbrennen ließ.

Die Bäuerin ging nicht mehr vom Lager des Kranken. Der Notar mußte aus der Stadt kommen, um ihm die irdischen Dinge ordnen zu helfen. Und als das geschehen war, rief der Talbauer den Aeltesten zu sich.

„Junge, ich habe das Erbe der Väter in deine Hände gelegt. Halte es heilig und trage es ungeschmälert weiter!“

„Das werde ich tun, Vater, ich schwöre es dir!“

„Aber noch einen Wunsch habe ich, mein Junge, den du mir noch erfüllen mußt, bevor ich von euch gehe. Willst du das?“

„Vater, ich schwöre es dir!“

„Dann hör zu! Ich will den Acker noch einmal sehen und die Wiesen und Weiden.“

„Vater, das — — —“

„Du hast geschworen, mein Junge!“ — — —

Seit Tagen warteten die Bauern auf besseres Wetter. Das Korn war überreif, die Sense gedengelt, aber der Regen hörte nicht auf.

Nur einer im Dorfe kämpfte gegen die Sense, gegen die Sense des Schnitters Tod, bis sein letzter Wunsch nicht Erfüllung gefunden.

Und als dann die Sommersonne alle Wolken vergrämt hatte und rings im Felde die Sensen und Mähmaschinen sangen, stellte man eine Tragbahre in die Kammer des Kranken, bettete ihn in Kissen und Decken darauf, und vier Bauern, lauter Hünen an Wuchs und Kraft, hoben behutsam die Trage an und schritten vorsichtig durch die Stube, die Diele entlang und dann quer über den geräumigen Hof. An der großen Toreinfahrt standen weitere acht Bauern im Sonntagsrock, um den anderen die Last tragen zu helfen.

Auf dem welken Antlitz des Talhofers lag ein leises, fast überirdisches Lächeln.

Hinter Fenstern und Türen drängten sich schweigend die Dorfleute, Männer, Frauen und Kinder. Die Kunde von dem seltsamen Zug war wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus gegangen.

Oft mußten die Träger wechseln. Die Sonne brannte, und die Feldwege ließen zu wünschen übrig. Am Himmel hingen die Lerchen. Die Bauern im Felde legten die Sense aus der Hand, die Schnitterinnen die Sichel und schauten dem Zuge nach, bis er hinter wallenden Aehrenfeldern verschwand.

Wo das Korn des Talbauern wogte, setzte man die Trage behutsam nieder. Ein leises Flüstern kam von den Lippen des Kranken. Einer beugte sich über ihn.

„Erde haben!“ hauchte der Talbauer.

Dann grub ein anderer seine schwieligen Finger in den Acker, füllte mit brauner Erde die hohle Hand und ging damit zum Kranken. Der legte zitternd seine totenbleiche Hand darauf und tastete in Kreuzesform darüber.

Den markigen Männern liefen Tränen über die Wangen.

Der junge Talbauer brach noch ein paar fruchtschwere Halme ab, ein paar blutrote Mohnkelche und ein paar blaue Kornblumen und gab sie dem Vater. Der lächelte müde, umkrampfte das Sträußchen mit den knöchernen Fingern und schloß die Augen.

Von den saftigen Wiesen und Weiden sah er nichts mehr.

Drei Stunden, nachdem er die Scholle ein letztes Mal gesehen und gesegnet, läuteten schon die Totenglocken. — —

Fritz wahrt seinen Nimbus

Geschichte einer Weihnachtsverlobung.

Fritze Kollin war ein fixer Junge, der genau wußte, wo andere Leute der Schuh drückte. Seine Eltern wohnten in der vierten Etage und hielten ihn kurz, denn sein Vater war ein ehrlicher Mann, der nicht viel verdiente und sozusagen von der Hand in den Mund lebte. Als Fritz zehn Jahre alt war, also alt genug, um die soziale Lage seiner Eltern zu begreifen, da glaubte er, das Geheimnis um sie vor den Kameraden wahren zu müssen.

Ich weiß nicht mehr genau, wie es kam, daß wir Kotau vor den diplomatischen Fähigkeiten Fritzens machten, aber Tatsache ist, daß er einmal kurz vor dem Christfest Maxe traf, der besinnlich daherging.

„Was denkst du denn?“

„Mensch,“ sagte Maxe, „ich habe mir doch eine stabile Eisenbahn mit motorischem Antrieb gewünscht, und ich glaube, meine Eltern wollen sie mir kaufen. Aber nun hätte ich doch gern ein Flugzeugmodell. Weißte, Eisenbahn ist alt, aber Fliegerei ist neu und interessant. Da möchte ich lieber ein Modell.“

„Na dann sage es doch deinem Vater.“

„Nee das geht nicht. Der sagt dann, ich solle mir gleich überlegen, was ich will, und Menschen, die einmal so und einmal so sagen, die seien wankelmütig und wüßten nicht, was sie eigentlich wollten.“

In diesem Augenblick kam Fritz ein guter Gedanke.

„Ich werde mit deinem Vater sprechen.“

Und richtig machte er einen ganz offiziellen Besuch. Er sprach davon, daß er Maxens guter Freund sei und daß man es ihm nicht übelnehmen solle, daß er einfach hergekommen sei. Maxe wolle keine Eisenbahn, er wolle ein Flugzeugmodell. Warum er denn das nicht selbst sage, ob er zu feige sei?

Das nicht, aber Maxe sei so gut erzogen, daß er lieber ver-

zichte, als mit seinen Wünschen einmal gefaßte Meinungen umwerfen.

Maxe bekam sein Flugmodell, und Fritz war mit einem Schlage berühmt.

Im nächsten Jahre aber war er ein richtiger Weihnachtsdetektiv. Wir erfuhren durch ihn, welche Geschenke unsere Eltern für uns in Bereitschaft hatten. Er zeigte sich als ein großer Diplomat, gesellte sich den Erwachsenen im ganzen Hause zu und erhielt von ihnen Auskünfte, die er flugs an uns weitergab.

In der zweiten Etage wohnte Lieschen Passarge. Sie war damals achtzehn Jahre alt und gerade in dem Alter, in dem man mit kindlichen Spielen aufhört und sich ernsteren Dingen des Lebens zuwendet.

Fritz sprach mit Lieschen.

„Was kriegst denn Du zu Weihnachten?"

„Das kann ich doch nicht wissen."

„Soll ich es für dich rauskriegen?"

„Weißt du, Fritz, mir ist es eigentlich egal."

„Nanu? Auf einmal? Du hast doch sonst immer durch das Schlüsselloch gesehen."

Sie wurde ein bißchen rot.

„Schon, aber diesmal ist es mir gleich."

Fritz überlegte. Jetzt stand er vor einer neuen Sache, die er noch nicht kannte.

„Das verstehe ich nicht," sagte er.

„Dazu bist du auch noch zu klein."

„Lieschen, was ist bloß los mit dir?"

„Ganz einfach, Fritz, ich bin verliebt."

Fritz setzte seine ernste und verständigste Miene auf.

„So? In wen denn?"

„In Kurt Renner, den Sohn vom Kaufmann Renner."

Fritz tat so, als wenn er die Sachlage ernsthaft überdachte.

„Wenn das so ist," riet er, „dann heirate ihn doch."

Lieschen lachte.

„Ich kann ihn doch nicht heiraten, höchstens er mich."

Und nun wurde Fritz ganz groß.

„Schön, ich werde die Sache im Auge behalten."

Kurt Renner arbeitete im Geschäft seines Vaters. Fritz paßte die Zeit ab, als er einmal allein in dem Laden war. Dann ging er hinein. Er gehörte zu den Jungen, die keine großen Ecken machen, wenn sie einen Weg gehen, und so fiel er mit der Tür ins Haus.

„Herr Renner," sagte er, „ich kenne eine gute Frau für sie."

Kurt Renner lachte.

„Bist du ein Heiratsvermittler?"

„Nein, aber ich glaube, daß es eine wirklich gute Frau ist."

Kurt Renner packte Fritz bei den Schultern.

„Du solltest lieber deine Schularbeiten machen als dich um solche Sachen zu kümmern. Sage mal, wohnst du nicht in der Wagnerstraße?"

„Ja."

„Dann will ich dir mal was sagen. Ich bin schon so gut wie verlobt. Und nun hau ab."

Ja, da war nichts zu machen. Wenn er schon verlobt war, dann half keine Kunst, dann tat ihm das arme Lieschen leid, aber es ließ sich nichts an der Tatsache ändern.

Er sagte es Lieschen.

„Nimm nur ruhig einen anderen Mann. Ich habe nämlich mit Kurt Renner gesprochen, und er hat gesagt, daß er schon so gut wie verlobt sei. Ist ja auch nicht viel dran an ihm. Er hat schon eine Braut. Wie denkst du über Richard Warnemann?"

Lieschen aber sah Fritz an.

„Er . . . hat schon . . . eine Braut?"

„Er hat es mir selbst gesagt."

Und da weinte Lieschen.

Kurt Renner aber dachte daran, wie er mit Lieschen vor sechs Wochen zum ersten Male über Dinge gesprochen hatte, die eine gemeinsame Zukunft andeuteten. Und Weihnachten wollte er ihr davon sagen, daß er sie liebe. Denn er hatte das Gefühl, daß auch sie ihm nicht gleichgültig gegenüber stand. Und was mochte wohl dieser Bengel, der Fritz, ausgeheckt haben, der doch in ihrem Hause wohnte? Hoffentlich machte der keinen Blödsinn und sagte etwas von einer Braut.

„Ich werde ihn zwingen, dich zu heiraten," sagte Fritz zu Lieschen, denn Tränen konnte er nicht sehen.

„Laß man, Fritz, davon habe ich nichts. Ich heirate nur einen Mann, der mich wirklich lieb hat. O, das werden diesmal traurige Weihnachten. Ich möchte am liebsten sterben."

„Quatsch, wegen so einem."

Aber er war nun doch mit seinem Latein zu Ende.

Der Zufall aber ist der beste Helfer diplomatischer Unternehmungen. Und obwohl Fritz in der Sache weiter nichts unternehmen konnte, gab ihm Kurt Renner am Tage vor Heiligabend einen Brief.

„Du wohnst doch in der Wagnerstraße, nicht?"

„Und?"

„Du kannst mir einen Gefallen tun, und einen Brief mitnehmen."

Kurt Renner drückte ihm einen Brief und zehn Pfennig in die Hand. Fritz las die Aufschrift. Der Brief war an Lieschen gerichtet.

„Ist das Ihre Braut?"

„Ja, aber sie weiß noch nichts davon."

Fritz kam am Nachmittag des Heiligen Abends zu Lieschen.

„Damit du siehst, daß ich doch nicht mehr so klein bin, habe ich die Sache in Ordnung gebracht."

„Was hast du?"

„Die Sache in Ordnung gebracht. Hier ist ein Brief für dich." In dem Briefe stand, daß Kurt Lieschen an die schönen Stunden erinnere, die sie vor sechs Wochen erlebt hatten. Und ob er am zweiten Feiertage zu ihren Eltern kommen dürfe, um eine Frage an sie zu richten, sie wisse schon, welche.

Da bekam Fritz einen Kuß.

Unser Weihnachtsdetektiv hatte seinen Nimbus bewahrt.

Büchertisch

Die Galerie, Monatsblätter der internationalen Kunstphotographie. Dezember-Heft 1934. — Mit diesem Heft schließt diese Zeitschrift, die schon von ihrem ersten Heft an als die schönste und reichhaltigste Fachzeitung der Photographie angesprochen wurde, ihren zweiten Jahrgang. Die große Leistung der Galerie erweist sich besonders in der Kunstbeilage, die in jedem Heft 20 ganzseitige Bildreproduktionen bringt. Der Textteil unterscheidet sich durch die hohe Qualität der Beiträge gleichermaßen von allen übrigen Photozeitungen. Die Galerie bietet Amateuren und Berufsphotographen reichlichst Sehens- und Lesenswertes. Probeheft gegen Einsendung von Briefmarken jedes Landes im Werte von ö. S. —.50 versendet die Redaktion Wien, V., Hamburgerstraße 4.

■ Fröhliche Ecke ■

Gelegenheit. Drei Leute wandern von einem Schaufenster der großen Möbelhandlung zum andern: eine ältere Dame, eine junge, zweifellos die Tochter, und ein junger Herr. Es handelt sich also ersichtlich um ein Brautpaar mit der zukünftigen Schwiegermutter, und jedenfalls soll die Aussteuer für das junge Paar besorgt werden.

Ein älterer Herr, der sich schon lange vor der großen Möbelhandlung aufgehalten hat, tritt heran und zieht den Hut. „Die Herrschaften verzeihen — Sie suchen wohl eine Wohnungseinrichtung. Da könnte ich mit einer ausgezeichneten, sehr billigen Gelegenheit dienen."

Die Damen schweigen, der junge Herr ist entrüstet. „Erlauben Sie mal — das geht doch nicht, daß Sie sich hier bei der Konkurrenz aufstellen und Kunden wegfangen wollen!"

„Von Konkurrenz und Kunden ist gar nicht die Rede!" seufzt der ältere Herr. „Aber ich habe eine ganze Wohnungseinrichtung auf dem Halse — — die Verlobung meiner Tochter ist zurückgegangen."

*

Die Gesellschaft unterhielt sich sehr harmlos. Jetzt zeigte der junge Timpel, was er konnte: er ahmte die Stimmen einiger Tiere ganz vorzüglich nach; er krähte wie ein forscher Hahn, er meckerte wie eine Ziege, er quiekte wie ein Ferkel, das an den Ohren gezogen wird.

Grumpe, der auf diesem Felde auch etwas leisten zu können glaubt, wurde neidisch. „Nun blöken Sie mal wie ein Ochse!" forderte er auf.

„Kann ich nicht so ohne weiteres," erklärte der junge Timpel. „Da müßte ich erst mal einen Ochsen hören."

Jetzt triumphierte Grumpe. „Na, dann passen Sie mal auf: ich mach's Ihnen vor."

*

Beweis. Der Multerer Toni steht wieder einmal wegen nächtlicher Ruhestörung vor Gericht, wozu noch eine richtige Beamtenbeleidigung kommt. Die Ruhestörung gibt der Toni ohne weiteres zu mit der Entschuldigung, daß er damals betrunken gewesen sei. Die Beamtenbeleidigung gegenüber dem Schutzmann Würzinger bestreitet er jedoch auf das entschiedenste; denn er habe den Schutzmann in der Dunkelheit als solchen nicht erkannt.

„Also herein mit dem Zeugen Würzinger!" sagt der Richter, und der Gerichtsdiener ruft den Schutzmann Würzinger herein, und der Schutzmann Würzinger legt los: „Daß mich der Angeklagte ganz genau erkannt hat," bekundet er und nimmt es auf seinen Zeugeneid, „das geht doch unbedingt daraus hervor, daß er sofort, als er meiner ansichtig wurde, ausgerufen hat: Jetzt kommt der alte Depp gar a no daher!"